

Die Gestalt des kommenden Gottes und die Zukunft der Menschheit

Musimbi Kanyoro

Kontext und Verständnis

„Ich bin keine statistische Größe, ich bin eine Frau, die mit HIV/AIDS lebt. Ich bin ein spirituelles Wesen mit einer menschlichen Erfahrung.“¹

Brigitte starb am 23. Februar 2003, ein knappes Jahr, nachdem sie diese Worte gesprochen hatte. Wenn ich mich an Brigitte erinnere, treten mir die Tränen in die Augen. Brigitte hat auch auf dem Weltsozialforum in Porto Alegre und an vielen anderen Orten gesprochen. Es war ihre Sendung, der mit HIV und AIDS verbundenen Stigmatisierung unerschrocken entgegenzutreten. Sie ging mit der Krankheit und den Ungerechtigkeiten um, indem sie die Aufmerksamkeit auf den von der Kirche vertretenen Standpunkt lenkte, wonach diejenigen, die mit HIV leben, gesündigt haben. Diese Mutter und Französischlehrerin war außerdem eine gläubige Frau. Die Katholikin Brigitte wurde zur Aktivistin, nachdem ihr HIV-Test 1992 positiv ausgefallen war. Sie hat immer gesagt, Glaube und Gebet seien Ausdruck der Suche nach einem Gott der Gerechtigkeit.

Mein früherer Professor an der Universität zitierte häufig Karl Barth, der einmal gesagt hat: „... Die Hände zum Gebet zu falten ist der Anfang eines Aufstandes gegen die Unordnung der Welt“². Die Geschichte von der beharrlichen Frau im Lukasevangelium (18,1-8) ist eine der biblischen Geschichten, die die Sendung von Brigitte und anderen Menschen veranschaulichen: Menschen, die sich zu einem Einsatz für die soziale Gerechtigkeit berufen fühlen. Ursprünglich sollte diese Geschichte den Jüngern Jesu Lehre vom beharrlichen Beten veranschaulichen. Doch wenn man die Geschichte noch einmal liest, ist man betroffen von der Erkenntnis, dass das beharrliche Gebet eine legitime Methode ist, Gott zu suchen, der uns Gerechtigkeit garantiert. Die Geschichte macht sehr deutlich, dass die Gerechtigkeit den Menschen oft versagt bleibt und dass diejenigen, denen sie versagt worden ist, ein Recht darauf haben, sie einzufordern. Gerechtigkeit ist keine Forderung, die mit der Zeit verjährt. Ungerechtigkeit wird dadurch beseitigt, dass man für Gerechtigkeit sorgt. Beharrlichkeit bei der Suche nach Gerechtigkeit wurzelt in der Überzeugung, dass eine andere Welt möglich ist. Unsere Sehnsüchte nach Frieden und Gerechtigkeit, Gesundheit und Wohlbefinden sind in erster Linie spirituelle Sehnsüchte. Frauen der Bibel, Frauen der Kirche,

Frauen der Welt wie Brigitte bestärken mich in meinem Glauben, dass eine andere Welt möglich ist. Meine Theologie, meine Analyse der Gesellschaft und mein christliches Leben wurzeln momentan in meiner täglichen Arbeit mit Frauen, und ihre Geschichte von der Hoffnung auf eine andere Welt ist es, die ich erzählen will.

Spiritualität³ statt Religion

Nehmen wir einmal an, wir wären in der Lage zu beurteilen, welche Attribute – wie etwa Frieden, Liebe, Globalisierung, soziale Gerechtigkeit, Gleichberechtigung von Männern und Frauen, dauerhafte Entwicklung, Sicherheit und Hoffnung – ein Gott in sich vereinen müsste, der den Bedürfnissen unserer heutigen Welt gerecht werden soll. Wohin würde uns unsere Suche führen? Ich würde es befürworten, dass wir unsere Suche nicht so sehr auf unsere Religionen als vielmehr auf das Innere unserer eigenen Überzeugungen konzentrieren. Die Suche nach Gott ist im Wesentlichen eine Suche nach unserer Spiritualität. Spiritualität ist das, was uns in die Lage versetzt, unserem Leben einen Sinn zu geben.

Ich habe die Geschichte von Brigittes letzten Lebensjahren so ausführlich erzählt, um zweierlei deutlich zu machen: erstens, dass die Beteiligung christlicher Frauen an sozialen Bewegungen ihre Grundlage zwar in der Spiritualität der Kirche hat, kontextuell jedoch aus Bewegungen von Menschen gespeist wird, die ähnliche Hoffnungen auf eine bessere Welt hegen. Eine Kirche, die gastfreundlich sein will, muss den Menschen das Gefühl geben, dass sie in Zeiten der Not einen sicheren Platz für sie bereithält und ihnen eine Plattform bietet, von der aus sie auf die Nöte der Welt reagieren können. Beteiligung hilft den Menschen zu begreifen, dass sie keine Konsumenten der von der Kirche angebotenen Theologie und Lehre, sondern füreinander verantwortliche Personen sind, die Zeugnis für das ablegen, was die Kirche sein sollte. Die aktuellen Fragen betreffen nicht nur die traditionelle Unterscheidung zwischen Laien und Klerus oder die historischen Debatten über die Rolle von Mann und Frau. Heute fragen die treibenden Kräfte in Glaubens- oder speziell in kirchlichen Debatten auch nach der Miteinbeziehung von Menschen, die mit HIV/AIDS leben, von Menschen mit einer anderen sexuellen Orientierung, von Menschen mit Behinderungen, von Migranten, Geringverdienern, Angehörigen der Urbevölkerung oder anderer Glaubensgemeinschaften und von Religionslosen. Das Hauptmotiv für soziales Engagement ist die Suche nach Gemeinschaft.⁴ Sozialer Aktivismus ist die Summe der „spirituellen Hoffnungen“⁵ verschiedener Menschen, die sich gemeinsam oder die einander einsetzen, weil sie überzeugt sind, dass ihre Aktionen sich auf das Gemeinwohl auswirken.

Zweitens möchte ich deutlich machen, dass der Begriff „Spiritualität“ zwar gerade modern ist, dass ich aber nicht das Ziel verfolge, politisch korrekt zu sein: Ich will vielmehr alltägliche Widerstandspraktiken aufzeigen, die ich bei Menschen

beobachte, die Gott nicht leugnen, sondern ihre Vorstellung von Gott lediglich auf andere Weise zum Ausdruck bringen. Menschen, die in der organisierten Religion keinen Sinn mehr finden, sind bereit, ihre Spiritualität in anderen Bereichen zu erforschen. Solche Menschen hungern nach einer umfassenderen Sicht auf Gott. Innerhalb der vergangenen drei Jahrzehnte haben die Völker der Welt für sich neue Wege entdeckt, über die Grenzen hinweg miteinander zu gehen und miteinander zu arbeiten, um auf die menschlichen Nöte zu reagieren. Aufgrund ihres Wissens und ihres erweiterten Bewusstseins schütteln die Völker ihre noch gestern gepflegte Exklusivität und Enge ab und suchen gemeinsam nach Antworten. Soziale Bewegungen sind inzwischen von zentraler Bedeutung für die Suche nach Wahrheit und damit implizit auch für die Suche nach Gott.

Christen, die sich an sozialen Bewegungen beteiligen, sind „Kirche“. Sie sind „eine Glaubens- und Kampfgemeinschaft, die an der Vorwegnahme der neuen Schöpfung Gottes arbeitet, indem sie sich mit denjenigen verbrüdert, die am Rand der Kirche und der Gesellschaft leben.“⁶ Viele gläubige Frauen lehnen die armselige Kost ab, die die Kirche ihnen verabreicht. Sie sehnen sich danach, einer Gemeinschaft anzugehören, die ihre Belange berücksichtigt und ihnen Kraft und Nahrung gibt – Gebetsgruppen, Gruppen, die sich für soziale Gerechtigkeit einsetzen, internationale Gruppen, Künstlergruppen, Musikgruppen, ökumenische Gruppen etc.

Aktivistinnen glauben nicht an einen Gott, der über den menschlichen Angelegenheiten steht: Sie glauben an einen Gott, dessen Wahrheit in den täglichen Kämpfen eines Volkes verankert ist, das Gerechtigkeit sucht. In ihrer Qual und in ihren Schreien, die zuweilen laut, zuweilen aber auch sehr still sind, ist dieser Gott unmittelbar gegenwärtig. Das Leben und die Geschichten von Frauen geben mir die Überzeugung, dass eine andere Welt möglich ist. Frauen haben das Schweigen über die von ihnen erlittene Unterdrückung und Gewalt gebrochen, sie haben sich Zugang zu der Bildung verschafft, die ihnen verweigert wurde, und sie kämpfen weiter für bessere medizinische Versorgung, wirtschaftliche Stabilität, eine sichere Umwelt und Menschenrechte für sie selbst, ihre Gemeinschaften und ihre Familien. Frauen haben die

Die Autorin

Dr. Musimbi Kanyoro ist Generalsekretärin des Weltbundes christlicher Vereine junger Frauen (World Young Women's Christian Association, YWCA), der größten und ältesten ökumenischen Frauenbewegung, die 25 Millionen Frauen und Mädchen in 122 Ländern betreut. Seit über zwei Jahrzehnten arbeitet sie international in den unterschiedlichsten Bereichen – soziale und wirtschaftliche Entwicklung, Organisations-, Personal- und Führungsentwicklung – mit Nicht-Regierungs-Organisationen (NROs), Kirchen und ökumenischen Einrichtungen zusammen. Sie hat sich bei der Vorbereitung und Durchführung wichtiger UN-Konferenzen, darunter der vierten Weltfrauenkonferenz 1995 in Peking, unter vielfältigen Gesichtspunkten mit dem Thema „Führung“ auseinandergesetzt. Sie ist Mitglied von drei wichtigen Komitees der UNAIDS. Unter ihrem Vorsitz hat der Weltbund christlicher Verbände junger Frauen HIV/AIDS zu ihrem Prioritätsprogramm gemacht. Musimbi Kanyoro ist außerdem Mitglied einer Anzahl von ökumenischen und NRO-Kommissionen und ist derzeit Präsidentin der World Association for Christian Communication („Weltvereinigung für christliche Kommunikation“, WACC) mit Sitz in London. Anschrift: World Young Women's Christian Association, 16, Ancienne Route, Grand Saconnex, CH-1218 Genf, Schweiz. E-Mail: musimbi.kanyoro@worldywca.org.

Einstellung, die die Gesellschaft ihnen entgegenbrachte, verändert, sie haben sich in Führungspositionen und Entscheidungsgremien behauptet und durch ihre Entschlossenheit sogar einen Wandel in der Natur der menschlichen Gesellschaft und der religiösen Lehre herbeigeführt. Frauen haben diese Liste kritischer Punkte mit Hilfe einer Vielfalt von kreativen Methoden abgearbeitet, Organisationen der Solidarität und der gegenseitigen Unterstützung gegründet und immer daran geglaubt, dass man etwas verändern kann. Frauen haben dies mit begrenzten Mitteln getan und dabei weitergearbeitet - als Mütter, Großmütter, Tanten, Töchter, Karrierefrauen, öffentliche Dienstleisterinnen, Erzieherinnen usw. Frauen haben die letzten Jahrzehnte damit zugebracht, unter oft schwierigen und widrigen Bedingungen die Frauenbewegung auf eine Basis des Vertrauens zu stellen. Frauen haben so lange am Rand der Kirche und der Gesellschaft gestanden, dass sie sich dadurch profiliert haben. Frauen zeigen in den unterschiedlichsten Kontexten und an den unterschiedlichsten Orten, wie der Glaube den Kampf um Gerechtigkeit und wie der Kampf um Gerechtigkeit den Glauben be-seelt.

Christliche Aktivistinnen verbringen viel Zeit damit, der Frage nachzugehen, was Männer und Frauen tun müssen, um die Barrieren zu beseitigen, die uns in gegnerischen Lagern halten, und so die Voraussetzungen dafür zu schaffen, voll und ganz der Bibel zu folgen, die uns dazu aufruft, Gott und unserem Nächsten zu dienen und einander so zu lieben, wie Gott uns liebt. Das ist keine einfache Frage, denn sie ruft mehr als nur Emotionen hervor. Gerade die Auslegungen der Schriften, die uns doch eigentlich auf dem Weg zu einer gemeinsamen, aus Frauen und Männern bestehenden Menschheit als Straßenkarte dienen sollten, stehen unserem Zusammenleben oft im Wege. Wenn Frauen aktiv werden, geht es leidenschaftlich um Grundsätze, die uns zur Mit-Leidenschaft führen wollen. Grundsätze sind gewiss kein Ersatz für Leidenschaft. Grundsätze bewegen uns nicht so, wie Leidenschaften dies tun, aber Grundsätze können unsere Leidenschaften kanalisieren und sie in Mit-Leidenschaft verwandeln. Solche Prinzipien helfen uns, Gerechtigkeit und Fairness anzuwenden und darin konsequent zu sein, so dass unsere Handlungsweise nicht zweideutig wird.

Ökumenische Bewegung statt Kirche

Die ökumenischen Ansätze der feministischen und der Befreiungstheologie und die gemeinsamen sozialen Aktivitäten der Kirchen haben die Frauen darin bestärkt, das Gefühl der Hilflosigkeit gegenüber der in ihrer Kirche vorherrschenden Interpretation der Rolle und Funktion der Frau zu überwinden. Die ökumenische Bewegung ist für viele Frauen ein Ort, an dem sie sich willkommen fühlen und ihr Bewusstsein der Verletzlichkeit auf göttliche Gnade trifft. Sie ist ein Ort, an dem Erfahrungen gefeiert und geteilt und an dem auch unsere Misserfolge ausgesprochen werden dürfen. Hier haben Frauen eine Chance, gemeinsam Theologie zu betreiben und die von feministischen Theologinnen erarbeiteten biblischen und theologischen Quellen zu nutzen. Es ist durchaus be-

zeichnend, dass die Kirche die Textauslegungen der feministischen Theologie nicht akzeptiert. Und es ist angesichts der Tatsache, dass die Frauen von Anfang an Teil der Kirche gewesen sind, doppelt erstaunlich, dass die Dogmen der Kirche den Frauen noch immer die Zugehörigkeit zu jenem inneren Kreis derjenigen verweigern, die die Kirche in die Zukunft führen sollen. Sie werden nicht nur als Personen ignoriert - auch ihre Bedürfnisse, über die sich ihr Menschsein definiert, schlagen sich nicht im lehrenden und nicht einmal im heilenden Wirken der Kirche nieder. Frauen beklagen sich häufig über die fehlende spirituelle Anerkennung so wichtiger Übergangsriten in ihrem Leben wie der Geburt eines Kindes, Blutung, Menstruation, Menopause, Schwangerschaft, Abtreibung/Fehlgeburt, Fürsorge und Selbstbehauptung. Bemühungen, Quellen für eine Spiritualität der Frau zu finden und einzufordern, hat es unter den weiblichen Angehörigen aller organisierten Religionen - Islam, Buddhismus, Christentum, Judentum, Religionen der amerikanischen und der afrikanischen Ureinwohner - gegeben.⁷ Es ist nicht weiter verwunderlich, dass die, die am Rand stehen, in weltlichen Sozialforen einen Ort finden, wo man ihnen zuhört. Auf dem Weltsozialforum geht es nicht darum, Ideologien zu übernehmen, sondern eher darum, in bestimmten Dingen Synergie zu schaffen. Es ist ein Raum, in dem die Fundamente für Partnerschaften gegossen werden, die dem Gemeinwohl dienen.

Vertrauen statt Regeln

Die Frauenbewegung ist die größte organisierte Bewegung der Welt. Frauen haben ein Lebensalter damit zugebracht, unter oft ungünstigen und schwierigen Bedingungen die Frauenbewegung auf eine Basis des Vertrauens zu stellen. Vertrauen ist eine wesentliche Voraussetzung für das Wohl einer Gesellschaft. Nur in einem Kontext wechselseitigen Vertrauens werden Geschichten erzählt und miteinander geteilt. Wenn wir nicht auf die guten Absichten der anderen vertrauen, dann verschanzen wir uns hinter Regeln und Gesetzen und den sich für die Regelbrecher daraus ergebenden Strafen. Frauen haben in ihrer Suche nach Bestätigung oft auf die Prinzipien der Gleichheit, der Beteiligung und der Gegenseitigkeit hingewiesen. Worte wie Partnerschaft, Solidarität, Schwesterlichkeit, Freundschaft, Gemeinschaft und Gemeinsamkeit sind Schlüsselbegriffe in Frauengesprächen. Seit wir Frauen miteinander reden, stellen wir nach und nach fest, dass unsere individuellen Erfahrungen von Diskriminierung, Trivialität, Missbrauch und Verbiegung nicht die einzigartigen Erlebnisse einzelner Frauen, sondern die universalen Erlebnisse aller Generationen von Frauen überall auf der Welt sind. Wir entdeckten eine gemeinsame Grundlage, als wir die kollektive Geschichte weiblicher Erfahrungen hörten, die zwar in verschiedenen Kontexten und Zeiten spielte, doch in der es immer wieder um dieselben Dinge ging. Es ist die kollektive Geschichte des Frauseins, und sie war mitentscheidend dafür, dass Frauen sich auf die Suche nach einem Raum gemacht haben, in dem andere Erfahrungen möglich sind. Die Gesellschaftsanalyse aus der Sicht der Frau hat zweierlei geleistet: Sie hat uns die Therapie geliefert, die wir brauchen, um von

unserer Vergangenheit geheilt zu werden, und sie hat uns die Möglichkeit gegeben, unser kollektives Wissen zu nutzen, um unser Leben, unsere Sozialisierung und unsere Glaubenssysteme zu ändern und die Lehren, die wir von unseren Familien, unseren Religionen und unseren Gesellschaften empfangen, zu hinterfragen. „Connecting“ und „Networking“, verbinden und vernetzen – das sind Begriffe, die wir benutzen, um einander zu unterstützen und weltweite Solidarität aufzubauen.

Als wir uns gegenseitig unsere Geschichten erzählten und einander zuhörten, haben wir gemeinsame Themen und Tendenzen entdeckt, sind jedoch auch auf beunruhigende Unterschiede und scharfe Kontraste gestoßen. Unsere Erfahrungen sind ähnlich, aber nicht homogen. Wir sind von sehr unterschiedlichen geographischen, historischen und sozialen Kontexten geprägt. Dadurch entstehen Grenzen im Hinblick auf Wirtschaft, Rasse/Kultur/Kaste, Politik, Religion, Generation, Sexualität, Erziehung, Gesundheit, Zugang zu Informationen – die Liste ließe sich beliebig erweitern. Die Glaubwürdigkeit der Geschichte der Frauen steht vor der ständigen Herausforderung, diese Unterschiede zu erkennen und in den Griff zu bekommen, ohne in Hilflosigkeit, Ohnmacht, Apathie und Isolationismus zu verfallen.

Auch andere Bewegungen betrachten die Schaffung von Vertrauen als Kapital für ein gemeinsames Arbeiten. Ich gehöre der Ökumenischen Vereinigung von Dritte-Welt-Theologen (*EATWOT*) an. Wir existieren, weil wir alle in unserem Werdegang auf unterschiedliche Weise mit der ökumenischen Bewegung in Berührung gekommen sind. Vor diesem Hintergrund können wir uns nun als Dritte-Welt-Theologen und -Theologinnen organisieren. Für unsere Versammlung 1992 wählten wir das Thema „Spiritualität der Dritten Welt“. Als wir einander zuhörten – Berichte brasilianischer Basisgemeinden, pazifischer Ureinwohner, des *Circle of Concerned African Women Theologians* usw. – spürten wir eine Verwandtschaft, denn wir alle sprachen über die Tränen unserer Völker. Wir waren uns darin einig, dass der Schrei der Dritten Welt ein Schrei nach Leben ist. Es ist ein Schrei nach Freiheit und Würde, die ein Leben erst menschlich machen. Es ist ein Schrei nach Reis und Mais, doch es ist auch ein Schrei nach Gemeinschaft, die wachsen und in der man den Reis und den Mais gemeinsam mit den anderen essen kann. Es ist ein Schrei aus der Mitte des Elends, aus Nöten, in denen die Kräfte des Todes verheerend sind und Kinder zu Tausenden an den Folgen der Unterernährung sterben, während andernorts Nahrungsmittel vergeudet, Milch und Korn vernichtet und mit Ressourcen Raubbau getrieben wird, um Luxusgüter oder Massenvernichtungswaffen zu produzieren.

Unser Schrei erhebt sich aus der Mitte einer Politik der Mächtigen, die unsere Länder mit eiserner Hand regieren. Unser Schrei erhebt sich aus der Mitte von Strukturen, die erdacht sind, um uns durch falsch gesetzte Prioritäten, eine verfehlte Agrarpolitik, ungerechte Handelsabkommen sowie menschliche und wirtschaftliche Manipulationen und erpresserische Taktiken zu unterwerfen, uns an den Rand zu drängen und uns auszulöschen – ausnahmslos Praktiken, die auf brutale oder subtile Weise durch den Neokolonialismus und den internationalen

Imperialismus des Geldes durchgesetzt werden, die ihrerseits wiederum durch die Grausamkeiten und die räuberische Barbarei des militärischen Kolonialismus stark geworden sind. Unser Schrei erhebt sich von Orten, an denen Tag für Tag Menschen getötet werden, weil sie die Überzeugung vertreten, dass die Armen ein Recht auf Leben haben, und weil sie glauben, dass man Kindern zu essen geben und Gerechtigkeit üben muss. Ein Priester aus Brasilien erzählte folgende Geschichte:

Eine Mutter und ihre fünf Kinder hatten das Gesetz gebrochen. Sie bauten ihre Hütte drei Fuß außerhalb des erlaubten Bezirks. Ein anderer Armer, der davon lebte, dass er Bulldozer fuhr, wurde von den Behörden dazu gebracht, das Haus zu zerstören. Er entschied, dass er dies nicht tun konnte und lieber ins Gefängnis gehen wollte, als die einzige Zuflucht dieser armen Familie niederzureißen. Als er dann selbst vor Gericht stand, wurde er gefragt, warum er gegen das Gesetz verstoßen habe. Seine Antwort war einfach: „Ich wusste nicht, was ich meinen Kindern hätte erzählen sollen“. Was sollen wir unseren Kindern über Gott und über die Menschlichkeit erzählen, wenn wir einander benutzen, um das zu zerstören, was Gott geschaffen hat?

Diese Art von Widerstand spricht Worte der Hoffnung. Sie sagt ausdrücklich, dass eine andere Welt möglich ist und dass wir sie erfahrbar machen können, indem wir dem Mut, der Weisheit und dem Widerstand die Möglichkeit geben, sich an den Händen zu fassen und die Macht kollektiven Handelns zu zelebrieren. Doch dabei muss uns immer bewusst sein, dass Hoffnung etwas Zerbrechliches ist, das rasch von Gefühlen der Machtlosigkeit und des Selbstzweifels zerstört werden kann. Soziale Gleichgültigkeit und kulturelle Verpflichtungen können Körper, Geist und Seele in einer Weise gefangen halten, dass die Hoffnung erstickt und die Ergebnisse sich in Nichts auflösen. Wenn wir uns nicht mit der Machtlosigkeit auseinandersetzen, dann wird die Hoffnung von heute die Verzweiflung von morgen sein. Der Erfolg der sozialen Bewegungen kann daran gemessen werden, wie sie Menschen helfen, ihr eigenes Leben unter Kontrolle zu bringen. Die Fähigkeit von Menschen, Verantwortung für sich selbst zu übernehmen, entwickelt sich ganz allmählich, wenn sie im respektvollen Umgang positive Fürsorge und Bestätigung erfährt. Dadurch, dass man Stärke und Verletzlichkeit miteinander teilt, entstehen die Voraussetzungen für dauerhafte Partnerschaften. Es kann schwierig und frustrierend sein, Menschen dazu zu ermutigen, dass sie auf Lügen verzichten und die Wahrheit über sich selbst annehmen, doch das ist das Wesentliche bei der Schaffung von Netzwerken und organisierten Gruppen, in denen die Teilnehmenden sich sicher fühlen können, weil sie hier in der Gesellschaft anderer Menschen sind, die ihre Überzeugungen und Erfahrungen offen legen. An diesen Orten gewinnen Menschen Kraft, indem sie einander zuhören. Dies geschieht meist nicht auf Anhieb. Doch ob der Prozess nun kurz und direkt oder lang und mühsam ist: Kraft gewinnt der, der auf Lügen verzichtet und über sich selbst und über die Welt, in der wir leben, die Wahrheit sagt. Unmittelbares Anzeichen einer solchen neu gewonnenen Kraft ist der Schritt von der Verzweiflung zur Hoffnung.

Einladung zu Gottes Spiritualität

Alle, die sich im Rahmen der Kirche und des christlichen Glaubens für sozial Schwächere engagieren, sind von dem Wunsch bewegt, die Sendung Jesu fortzusetzen. Jesus sagt (Lk 4,16-19), dass der Geist Gottes ihm die kreativen und doch auch umstrittenen Taten eingegeben habe, die er vollbracht hat, um allen, denen er begegnete, Hoffnung zu geben, ohne an die Konsequenzen zu denken. Jesus zufolge war es das Anliegen des Geistes Gottes, für die Armen zu sprechen, für die Opfer von Grausamkeit und systematischen Ungerechtigkeiten, für die Gefangenen, die Behinderten, die Kranken und diejenigen, die durch Barrieren der Ignoranz von jeder sinnvollen Beteiligung an der Gesellschaft ausgeschlossen sind. Der Gott Jesu interessierte sich vor allem für die Menschen, deren Hoffnung mit Füßen getreten worden war - die sich zu langen Tagen und noch längeren Nächten der Trostlosigkeit und Verzweiflung verurteilt fühlten. Jesus zufolge war es das Anliegen des Geistes, Menschen dazu einzuladen, die gute Nachricht mit diesen Vergessenen zu teilen. Das Engagement des Geistes bestand darin, Menschen zu leidenschaftlichem Mitgefühl einzuladen - zu der Bereitschaft, sich mit diesen Vergessenen zu solidarisieren und für die Befreiung von allen persönlichen, sozialen und politischen Zwängen zu kämpfen, die ihnen ihre gesamte Kraft rauben, solange sie alleine und sich selbst überlassen sind. Das Ziel des Mitgefühls ist es, sie so zu befreien, dass sie die in ihnen angelegten Möglichkeiten verwirklichen können, dass sie voll und ganz Mensch, voll und ganz lebendig sind, Mitglieder der menschlichen Gemeinschaft, Personen mit einer eigenen Würde, Personen, die den Anspruch erheben können, das Leben in Fülle zu besitzen.

Christ zu sein heißt im Wesentlichen, in Übereinstimmung mit Gottes Geist zu handeln, so wie Jesus es getan hat. Dazu gehört, dass wir dafür bekannt sein müssen, die Gesellschaft von Bettlern, Dieben, Prostituierten und Steuereintreibern zu suchen, in welcher Gestalt und unter welchem Namen sie uns heutzutage auch begegnen mögen. Wenn wir die Partei der Armen ergreifen, dann müssen wir wissen, dass die Armen keinen zufälligen Querschnitt durch die Bevölkerung darstellen, denn Armut ist kein Zufall. Es ist wahrscheinlicher, dass man arm wird, wenn man der Unterschicht angehört oder der Urbevölkerung, wenn man eine Frau ist, wenn man schwarz ist oder wenn man noch nicht 18 ist. Armen Menschen fehlt es an Gelegenheiten, ihr Potential zu verwirklichen. Es fehlt ihnen an Macht, Einfluss und an der Möglichkeit, sich Gehör zu verschaffen, und sie sind äußerst anfällig für Krankheit, Gewalt und Katastrophen. Menschen, die arm sind, leben mit einer giftigen Umgebung, mit Verbrechen, einem minderwertigen Bildungsangebot und mit der Furcht, die andere vor ihnen haben. Man wirft ihnen vor, dass sie die Werte missachten, an die sich die „anständigen Leute“ halten, weil sie Rechte auf Vergünstigungen beanspruchen, für die sie nicht gearbeitet haben. Das Leben der Armen wird als Brutstätte der Amoral, des sexuellen Missbrauchs, wilder Ehen und der Vernachlässigung elterlicher Pflichten dargestellt. Arme Menschen sind nach allgemeiner Auffassung unehrlich,

faul, genussüchtig, betrügerisch, bestechlich, korrupt, lasterhaft, neigen zu Drogensucht, Alkoholismus und Medikamentenmissbrauch, zu Kriminalität und Jugendkriminalität, sind Einbrecher, Räuber, Taschendiebe usw.

Deshalb ist es für Bessergestellte schwieriger, die Realitäten der Armut zu durchschauen - sie geben den Armen die Schuld an diesen Verhältnissen und befürworten unter Umständen sogar eine Politik, die die Opfer der Armut auch noch bestraft. Die Kosten für die Beseitigung der Armut sind einmal auf lediglich 1 Prozent des Welteinkommens geschätzt worden, das entspricht ungefähr 80 Milliarden US-Dollar (Jahresbericht des UNDP über die menschliche Entwicklung 1997). Im Juni 2004 bewilligte der amerikanische Kongress zusätzlich 87 Milliarden US-Dollar für den Krieg im Irak. Es ist Zeit, dass wir aufhören, uns über die Armut Sorgen zu machen und stattdessen beginnen, uns über den Reichtum Sorgen zu machen und darüber, welchen Schaden er der Welt zufügt. Wenn wir das tun, dann können wir eine Zukunft gestalten, die Grund gibt zu jener Hoffnung, von der der UNICEF-Bericht spricht. Dort heißt es:

„Der Tag wird kommen, an dem die Nationen nicht mehr nach ihrer militärischen oder wirtschaftlichen Stärke beurteilt werden, nicht nach dem Glanz ihrer Städte und Hauptstädte, sondern nach dem Wohlergehen ihrer Völker; nach dem Stand ihrer Gesundheit, ihrer Ernährung und ihrer Bildung; nach ihren Chancen, einen gerechten Lohn für ihre Arbeit zu erhalten; nach ihren Möglichkeiten, bei den Entscheidungen mitzubestimmen, die ihr Leben betreffen; nach dem Respekt, der ihrer bürgerlichen und politischen Freiheit erwiesen wird; nach der Versorgung derjenigen, die verletztlich und benachteiligt sind; und nach dem Schutz, den sie ihren geistig und körperlich heranwachsenden Kindern angedeihen lassen.“⁸

¹ Brigitte Syamalevwe sprach diese Worte in Addis Abeba, Äthiopien, am 5. August 2002 vor religiösen Führern, Regierungsministern, Diplomaten, Journalisten, geladenen Würdenträgern, Theologinnen und Wissenschaftlerinnen anlässlich der Eröffnung einer Konferenz afrikanischer Theologinnen zu dem Thema „Sex, Stigma and HIV/AIDS - African Women Challenging Religion, Culture and Social Practices“.

² Micere Mugo, Vorlesungsmitschrift.

³ Vgl. Dr. med. Deepak Chopra, *How to know God. The Soul's Journey into the Mystery of Mysteries*, New York 2000.

⁴ Es ist immer wichtig, daran zu erinnern, dass das christliche Leben zwar zutiefst persönlich, doch immer zugleich auch gemeinschaftlich ist ... Die Privatisierung der Frömmigkeit ist nicht Bestandteil der christlichen Tradition und unterminiert den christlichen Glauben.

⁵ Ich verwende den Begriff „spirituelle Hoffnungen“, weil die Motivation von innen kommt und die Entschlossenheit, etwas zu verändern, sich nicht an materiellen Dingen festmachen lässt.

⁶ Letty M. Russell, *Church In The Round. Feminist Interpretation of the Church*, Louisville, KY 1993.

⁷ Weiterführende Literatur findet sich bei Letty Russell und J. Shannon Clarkson (Hg.), *Dictionary of Feminist Theologies*, Louisville, KY 1996, zu „Spirituality“ vgl. 274-277.

⁸ UNICEF-Jahresbericht „Fortschritt der Nationen 2000“, 1.

Literatur

- Deepak Chopra, *How to know God. The Soul's Journey into the Mystery of Mysteries*, New York 2000
- Mary N. Getui/Matthew M. Theuri (Hg.), *Quests for Abundant Life in Africa*, Nairobi 2002
- Letty M. Russell, *Church In The Round. Feminist Interpretation of the Church*, Louisville, KY 1993
- Dorothee Sölle, *Gott denken. Einführung in die Theologie*, Stuttgart 1990

Aus dem Englischen übersetzt von Gabriele Stein

Eine neue Spiritualität für eine religiös plurale Welt

Perry Schmidt-Leukel

Es gab eine Zeit, in der die Mehrheit der Christen anderen Religionen keinerlei Beachtung schenkte. Selbst wenn Christen von deren Existenz wussten, hatte dieses Wissen keine Auswirkungen auf ihre Spiritualität. Die wenigen, die sich über Nichtchristen Gedanken machten, betrachteten andere Religionen in der Regel als mehr oder weniger dunkle und feindliche Mächte, als etwas, das durch christliche Mission überwunden werden sollte. Interreligiöse Begegnung wurde, wenn sie überhaupt stattfand, in erster Linie als Gelegenheit gesehen, das christliche Evangelium zu verkünden. Wie Karl Barth noch vor fünfzig Jahren formulierte, habe die Christenheit „und nur sie den Auftrag und die Vollmacht ... dazu, sich der Welt aller Religionen als die eine wahre Religion gegenüberzustellen, sie mit unbedingtem Selbstvertrauen zur Umkehr von ihren Wegen, zum Einlenken auf den christlichen Weg einzuladen und aufzufordern.“¹

Ich erinnere mich recht gut an eine Unterhaltung mit einem meiner früheren Theologieprofessoren. Zu dieser Zeit arbeitete ich gerade an meiner Dissertation über den buddhistisch-christlichen Dialog, und der Professor für Missionswissenschaft versuchte, mich von der Überlegenheit des Christentums zu überzeugen. Als Beleg führte er an, dass in keiner anderen Religion das hohe Ideal der Feindesliebe zu finden sei. Ich widersprach und erzählte ihm von Buddhas Parabel von der Säge, in der Buddha seine Schüler ermahnt, dass sie, selbst wenn jemand käme, um sie mit einer scharfen Säge in Stücke zu sägen, keinen Hass oder Feindseligkeit empfinden, sondern die Person mit unverminderter Liebe und Mitleid umfassen sollen (*Majjhima-Nikāya* 21). Der Professor war von meinem Einwand beeindruckt, antwortete aber dann: „Das macht den Dialog mit den